



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

spielte. Sie ließ Rahm und frisches Gebäck holen, bald summtete der Kessel, und nun saßen die Geschwister traulich beisammen im Sopha bei dem belebenden Trank und erzählten sich.

Anna berichtete, daß die Gräfin von Altenschwerdt mit ihrem Sohne am gestrigen Tage nach Schloß Eichhausen gezogen sei und sie bis auf weiteres entlassen habe. Sie wolle aber auf eine derartige Stellung ganz verzichten, nach Leipzig zurückkehren und sich Empfehlungen verschaffen, mit Hilfe deren sie sich irgendwo als Klavierlehrerin niederlassen wolle.

So sehr auch Dr. Glock mit der eignen Angelegenheit beschäftigt war und so sehr ihn außerdem die Zukunftspläne der Schwester beschäftigten, er war doch auch für den Augenblick hellsehend genug, um wahrzunehmen, daß ein eigentümlicher Ausdruck in Annas Miene hervortrat, als sie von Altenschwerdts erzählte, und daß überhaupt eine Veränderung mit ihr vorgegangen war. Sie war, wie ihm schien, weiblicher geworden, die jungfräuliche Heiterkeit hatte einem gereifern und weichern Wesen Platz gemacht. Er wagte nicht, sie darüber zu befragen, aber diese Veränderung gab ihm viel zu denken, während er mit ihr über die Schritte sprach, welche zunächst von beiden zu thun seien.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Anti-Savarese von Anton Günther. Herausgegeben mit einem Anhang von Peter Knoodt. Wien, Wilh. Braumüller, 1833.

Der o. ö. Professor der Philosophie in Bonn Peter Knoodt wünscht dazu beizutragen, daß die Philosophen Deutschlands dem spekulativen System des verstorbenen Anton Günther eine größere Beachtung schenken, als dies bisher der Fall gewesen ist. Diesem System hatte der Jesuitenpater Savarese, der jetzige Hausprälat des Papstes, den Vorwurf des logischen Anthropomorphismus gemacht, und die zum Teil recht leidenschaftlich gehaltene Entgegnung Günthers, welche einige Jahre zurückgehalten wurde, soll jetzt jenen Vorwurf entkräften, vergoldet mit den schönsten Worten Peter Knoodts. Aber es ist ein eignes Ding mit dem Bau neuer philosophischer Systeme. Wie der Hybris gegen die Gebote der Götter die Strafe der Götter unerbittlich nachfolgte, so lassen sich auch die Gesetze der Erkenntnistheorie nicht ungestraft verletzen. Der Gebrauch der Kategorien, das ist der Funktionen des Verstandes zu Begriffen, giebt nur dann Erkenntnis, wenn sie auf Anschauungen, sei es des innern oder des äußern Sinnes, gerichtet sind. Auf transcendente Dinge kann man sie zwar anwenden, und das pflegt gewöhnlich der Ursprung aller philosophischen Irrwege zu sein, aber es giebt dann keine Er-

kenntnisse mehr, sondern nur noch Phantafien, die ihren anthropomorphischen Charakter niemals verleugnen können. In diesem Falle bewegt sich das vorliegende Buch durchaus, und die Strafe, dem verwerfenden Urteil eines noch dazu verächtlich gefinnten Jesuiten zu verfallen, ist nicht abzuwenden. In dem Buche wird uns nämlich gesagt, daß der Prälat Savarese durchaus zu der friedfertigen Richtung gehöre, welche auf die Aussöhnung zwischen der deutschen Regierung und der Kurie einzuwirken suche. Das System Günthers aber stützt sich wesentlich auf den Gebrauch der Kategorien über das Gebiet menschlicher Erfahrung hinaus und trägt deswegen den Keim des notwendigen Verfalls in sich.

Zur Deutung und Zeitbestimmung des Laokoön von Reinhard Kekulé. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1883.

Die Laokoöngruppe scheint eben so wenig zur Ruhe kommen zu sollen wie die Venus von Milo. Vor etwa drei Jahren veröffentlichte Brunn aus Starcks Nachlaß einen Aufsatz, der hinsichtlich der Deutung der Gruppe wieder an Goethes Auffassung anknüpfte (wonach der eine Knabe gerettet wird) und demgemäß das poetische Vorbild in dem Epos des Arktinos gefunden zu haben meinte, welches erzählte, daß die Schlange den Vater und den einen der beiden Söhne getötet hätte. Kaum war dieser Aufsatz veröffentlicht und zur Diskussion gestellt, so wurde die Frage wegen der Entstehungszeit des Werkes in eine neue und eigentümliche Beleuchtung gerückt durch den Umstand, daß unter den pergamenischen Funden nicht bloß die eine Gruppe, welche einen jugendlichen Giganten im Kampfe mit Athene und deren Schlange darstellt, sondern auch der Kopf eines zweiten, bärtigen Giganten die auffälligste Verwandtschaft mit der Laokoöngruppe zeigt.

In der vorliegenden Monographie hat nun Kekulé das gesamte Material, welches für die Frage nach der Entstehungszeit und der Auffassung des Laokoön von Wichtigkeit ist, einer erneuten sorgfältigen Prüfung unterzogen. Er bahnt sich von fünf verschiedenen Seiten aus den Weg zur Lösung der Frage. Zunächst behandelt er eingehend nochmals die Pliniusstelle, in der die Laokoöngruppe erwähnt wird, und zeigt, daß aus den vielbesprochenen Worten *de consilii sententia* schlechterdings nichts für die Entstehungszeit des Werkes herausgelesen werden könne, wohl aber aus dem ganzen Zusammenhange der Stelle hervorgehe, daß die Gruppe in augusteischer Zeit in Rom vorhanden war. Das zweite Kapitel stellt alle bis jetzt aufgefundenen Inschriften zusammen, in denen der Name des einen der drei an der Laokoöngruppe beteiligten Künstler (Athanosdoros) genannt wird und sucht aus dem Charakter der Buchstaben nachzuweisen, daß Athanosdoros um das Jahr 100 v. Chr. gelebt haben müsse. An dritter Stelle vergleicht der Verfasser mit der Marmorgruppe das in den siebziger Jahren gefundene pompejanische Wandgemälde und kommt zu dem Schlusse, daß dem Verfertiger dieses Bildes das plastische Werk in der Erinnerung gewesen sein müsse. Der vierte Abschnitt ist speziell der Deutung der Gruppe und ihrem Verhältnis zu Virgil und zu sonstigen poetischen Behandlungen des Mythos gewidmet. Hier gelangt Kekulé zu dem Ergebnis: weder Virgil noch Arktinos hatte der Künstler vor Augen, sondern er hatte sich nur eine äußerliche Kenntnis der Sage verschafft; dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß Virgil die Gruppe gekannt hat, ja daß sie gerade damals, als Virgil dichtete, seit kurzem von Rhodos nach Rom übergeführt gewesen ist. Endlich zeigt Kekulé durch eine genaue Vergleichung des Laokoön mit den betreffenden Teilen der pergamenischen Skulpturen, daß der Schöpfer

des Laokoon unzweifelhaft Motive aus dem Gigantenfries entlehnt und weitergebildet hat.

Abgesehen von dem zweiten, die Inschriften betreffenden Kapitel, das auf etwas unsicherm Fuße steht, ist die Darlegung Kekulé's überaus einleuchtend. Namentlich in dem ersten, vierten und fünften Kapitel ist die Untersuchung in methodischster und überzeugendster Weise, im fünften überdies mit feinem künstlerischen Blick geführt. Die Resultate derselben nochmals ausdrücklich zu ziehen ist eigentlich unnötig; sie sind im vorstehenden bereits enthalten. Dennoch wollen wir sie kurz zusammenfassen: Die Laokoongruppe ist weder in der Zeit der rhodischen Kunstblüte noch in der römischen Kaiserzeit entstanden, sondern sie ist wahrscheinlich um das Jahr 100 v. Chr. in Rhodos gefertigt worden. Der erfindende Künstler aber hat nicht eine bestimmte poetische Fassung der Sage im Auge gehabt und illustriert, sondern einfach den Kern der Sage mit den Ausdrucksmitteln seiner Kunst in einem selbständigen Kunstwerke zur Darstellung gebracht.

Dem Texte Kekulé's sind vier Lichtdrucktafeln beigegeben. Auch für eine vornehme typographische Ausstattung der Schrift hat die Verlags-handlung Sorge getragen. Leider ist der Text durch einige auffällige grammatische und stilistische Fehler entstellt, die — wieder die alte Geschichte! — um so ärgerlicher sind, je schöner gedruckt sie sich präsentiren. Freilich muß man bei der immer mehr um sich greifenden Unsicherheit und Hilflosigkeit des deutschen Ausdrucks sich nachgerade daran gewöhnen, dergleichen als eine berechtigte Eigentümlichkeit unsrer Gelehrten hinzunehmen. Wie korrekt und schön schrieb Otto Zahn!

Real-Lexikon der Kunstgewerbe. Von Bruno Bucher. Wien, G. P. Joesly, 1883. Erste Lieferung.

Dieses Buch füllt eine längstgefühlte Lücke aus — der Name des Verfassers bürgt für die Gediegenheit der Arbeit — zwei der abgenutztesten Redensarten aus Bücheranzeigen, und doch, warum soll man Bedenken tragen, sie da anzuwenden, wo sie wirklich am Platze sind? Der Gedanke, alles Wissenswerte aus dem Gebiete der zahlreichen und mannichfachen Zweige des Kunstgewerbes in die Form eines bequemen Nachschlagewerkes zu bringen, lag bei dem Aufschwunge, den das Kunstgewerbe wieder genommen hat, und bei dem Interesse, das es in allen Kreisen des Publikums wieder erregt, so nahe, daß man sich wundern könnte, warum nicht längst ein solches Buch geschaffen worden ist, wenn man nicht wüßte, wie jung die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Kunstgewerben und ihrer Geschichte noch ist, wie wenig verhältnismäßig noch auf diesem Gebiete gearbeitet ist, wie zerstreut das einschlägige Material ist und wie ganz unmöglich es daher für eine jener flinken Dilettantenfedern sein würde, die sonst in der Regel mit beneidenswerter Fixigkeit derartige Lexika im buchhändlerischen Auftrage fabriziren, hier etwas einigermaßen plausibles herzustellen. Ein brauchbares Reallexikon der Kunstgewerbe kann nur ein Fachmann schreiben, und daß es eine Autorität auf diesem Gebiete wie Bucher nicht verschmäht hat, zur Herstellung eines solchen praktischen Hilfsbuches die Hand zu bieten, ist doppelt erfreulich und dankenswert.

Das mit der vorliegenden Lieferung begonnene Wörterbuch umfaßt alle nur erdenklichen Zweige des Kunstgewerbes und bietet in erster Linie natürlich eine Erklärung aller in den Kunstgewerben vorkommenden technischen Ausdrücke nebst den nötigen geschichtlichen Notizen über die betreffenden Techniken. Hierzu gesellen sich dann kurze biographische Nachrichten über die wichtigsten Meister auf den einzelnen Gebieten, und da das Wörterbuch nicht bloß das Bedürfnis der

Liebhaber und Sammler, sondern vor allem auch das der Künstler, Handwerker und Kunstgewerbeschüler im Auge hat, so sind auch die hohen Künste, die Kunstmythologie, die Heraldik und die Kostümkunde, soweit sie für das gewerbliche Schaffen von Bedeutung werden können, mit berücksichtigt worden.

Das Werk wird in vier bis fünf Lieferungen (à 1,80 Mark) vollständig sein.

Leipzig und die Leipziger. Harmlose Plaudereien. Erstes Bündchen. Leipzig, Licht und Meyer.

Nicht ohne vergnügliche Neugier haben wir nach diesem Heftchen gegriffen. Scheint es doch, als wollte darin eine Art von Literatur wieder aufleben, die seit den vierziger Jahren völlig eingeschlafen ist, und die für ihre Zeit ebenso wichtig war wie für die Nachwelt: die Lokalsatire. Wie kümmerlich wäre es um unsre Kenntnis der gesellschaftlichen Zustände der deutschen Städte in den letzten Jahrzehnten des 18. und den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts bestellt, wenn wir nicht die lustig wuchernde, anfangs äußerst scharfe und boshafte, später freilich immer lahmer und matter werdende lokale Pasquilliteratur hätten! Seit der Aufhebung der Zensur ist sie verschwunden; es ist, als hätte die ganze Gattung, die ohnehin sich überlebt zu haben schien, vollends ihren Reiz verloren gehabt, seit ihr keinerlei Hindernisse und Erschwerungen mehr bereitet wurden. Zum Teil hat sich ihr Inhalt in die politische Witzpresse geflüchtet, die ja oft genug auch städtische Einrichtungen, Zustände und Vorkommnisse gezeißelt hat; hie und da hat auch vorübergehend ein lokales Witzblatt bestanden, oder es that sich — wie in Leipzig eine Reihe von Jahren um die Karnevalszeit — eine Anzahl witziger Köpfe zusammen, um in irgend einer literarischen Form — Kalender, Bilderbogen, Zeitung, Kartenspiel — der aufgestauten Satire des Jahres einen Abfluß zu bereiten. Ein Schriftchen aber, das sozusagen eine systematische und erschöpfende Schilderung versucht hätte, wie sie früher in Form von satirischen Wörterbüchern, Fremdenführern, Reiseerlebnissen u. ähnl. nicht selten erschienen, ist seit Menschengedenken nicht da gewesen. Und doch wieviel Stoff für eine solche Schrift bietet allein diejenige Erscheinung Leipzigs, die stets das heitere Erstaunen jedes Fremdling's hervorruft, der sich einige Tage in Leipzig aufhält, und die zugleich die Ursache ist, daß über viele andre nicht minder heitere und erstaunliche Erscheinungen nie ein Sterbenswörtchen gedruckt wird: die sogenannte „öffentliche Meinung“ der berühmten See- und Buchhändlerstadt, das „Leipziger Tageblatt“! Über dieses wunderbare Institut allein ließe sich ja eine ganze Broschüre schreiben.

Leider hat das vorliegende Schriftchen unsre Erwartungen enttäuscht. Es ist zwar nicht ganz ohne Sachkenntnis und Witz geschrieben, aber die Schilderungen bleiben da, wo es wirklich gegolten hätte, Keulenschläge auszuteilen, weit hinter den tatsächlichen Verhältnissen zurück, andererseits übertreiben sie in Dingen, auf die herzlich wenig ankommt. Manches klingt geradezu, als wäre es aus irgend einem Schmöker von Anno 1830 aufgewärmt; dagegen sieht der Verfasser eine Menge von Dingen nicht oder will sie nicht sehen, welche die Satire geradezu herausfordern.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.